

Kapitel 1

Ich war ziemlich betrunken, als ich versuchte, in tiefster Nacht bei spärlichem Mondlicht unsere Grundstücksmauer hochzuklettern. Wie viel meiner nackten Haut dabei blutige Schrammen davontrug, konnte ich nicht sagen, aber nachdem ich mehrmals abgerutscht war, schaffte ich es, mich über die bewachsene Mauer zu wuchten, ohne zu verbluten. Prompt fiel ich auf der anderen Seite hinunter.

»Shiit.« Das tat weh. Zumindest glaubte ich das. Betrunken war ich mir nicht ganz so sicher, ob meine Empfindungen zu den tatsächlichen Gegebenheiten passten.

Ich hätte niemals die Flasche Cognac mit Celine aufmachen dürfen. Aber es war so verlockend gewesen, mit dem Alkohol vergessen zu können, dass CognacPierre mich nicht mehr liebte.

Oder vielleicht nie geliebt hatte. So genau konnte ich das vernebelt nicht mehr analysieren. Fakt war, dass er völlig nüchtern gewesen war, als er meine Erzfeindin Audrey in den Hintern gevögelt hatte, während sie vor Lust schrie.

Auf einer Party.

Hinter einer unverschlossenen Tür.

So, dass es jeder mitbekam.

Inklusive mir.

Das Bild von ihren sich abschlabbernden Zungen würde mich von jetzt an jede Nacht verfolgen. Pierre war offensichtlich ein Idiot. War mich aber noch viel mehr ärgerte, war, dass er vor mir immer so getan hatte, als wäre ihm der Sex vollkommen unwichtig. Wie oft hatte ich ihn verführen wollen und er war nicht darauf eingegangen? *Herzlichen Glückwunsch, Lou, du wurdest feierlich betrogen, und das auch noch im Zusammenspiel mit deinem Lieblingsmenschen; Audair Sinclair.*

Audair hatte sicherlich darauf spekuliert, dass ich ihr Stelldichein mit *meinem* Freund in aller Öffentlichkeit mitbekam, um mich so richtig vor allen zu blamieren. Seitdem sie einen Korb von Jean-Marc Montfort kassiert hatte, suchte sie einen Grund, sich dafür an mir zu rächen.

Als ob ich irgendetwas dafür konnte, dass der bestaussehendste und reichste Junggeselle Frankreichs sie nicht heiraten wollte. Ich meine: Hey! Ich wusste nicht einmal, wie der Typ aussah, so selten war ich normalerweise mit den ehemaligen Schülern unserer Eliteprivatschule zusammen. Audair hingegen nutzte jede Gelegenheit, sich in den Kreisen des Hochadels anzubiedern. Was einer der Gründe war, warum ich sie nicht ausstehen konnte.

Frustriert stapfte ich über den Rasen auf unser Haus zu. Der wenige Mondschein war hinter unserer Gartenmauer zurückgeblieben, sodass das mehrstöckige

Anwesen der Beaumonts zu einem riesigen dunklen Schatten verschmolz. In keinem einzigen der Zimmer brannte Licht.

Wenn ich Glück hatte, würde ich es unbemerkt hineinschaffen. Obwohl ich längst kein Kind mehr war, bestand mein Vater darauf, mich wie ein solches zu behandeln. Mich mit Céline abzugeben, sogar auf eine ihrer Partys zu gehen *und* mich zu betrinken, war ein Affond gegen seine gesamte Blutlinie. Ich sollte es eigentlich besser wissen. Wenn ich endlich ab dem Sommer in Paris studieren würde, konnte ich so viel trinken und über die Stränge schlagen, wie ich wollte. Solange ich aber noch mein Praktikum in Bordeaux absolvierte und mein Vater darauf bestand, dass ich zu Hause wohnte und mich um Grand-maman kümmerte – was ich auch wirklich gerne tat –, sollte ich mich zurückhalten. Sonst stand nicht nur mein Studium auf dem Spiel, sondern die gesamte Beziehung zu meiner Familie. Und damit auch der Geldhahn, an den ich mich seit kleinauf gewöhnt hatte. Ich war zwar nicht herzlos, aber meine Familie - bis auf Grand-mama - bot selten Gelegenheit, sie wegen mehr als nur des Reichtums zu mögen.

Ich erreichte die Hauswand und tastete mich daran entlang, damit ich den Kellereingang nicht verpasste und möglicherweise noch hineinfiel. Unter einem Blumentopf hatte ich den Schlüssel verborgen, den ich jetzt hervorholte, um die Kellertür zu öffnen.

Ich schlich mich durch die Lagerräume, die größtenteils leer waren, an dem Weinkeller vorbei und umging ein paar Bewegungsmelder, indem ich einen Umweg durch andere Räume nahm, bis ich endlich die Treppe nach oben erreichte.

Im Hausflur machte ich kein Licht, sondern tastete mich weiter vor. Meine Eltern schliefen im oberen Stockwerk, Grand-maman hier unten. Sie wusste, dass ich unerlaubt zu Celine gegangen war, und sie erwartete, dass ich sie weckte, wenn ich zurückkam. Sie hatte den Krieg miterlebt und es war wohl irgendein merkwürdiger Tick von ihr, geweckt werden zu wollen, wenn man unbeschadet nach Hause kam. Selbst wenn man damit die Regeln der altehrwürdigen Familie Beaumont brach.

Um zu ihrem Zimmer zu kommen, musste ich die Treppe hinauf und dann mitten durch den Salon gehen. Ich setzte meine Schritte über die knarrenden Dielen hinweg und arbeitete mich geräuschlos vor, bis ich plötzlich einen Lichtschein bemerkte.

Auf der anderen Seite des Salons - und dieser war groß - stand jemand.

Fast war ich versucht, nach Grand-maman zu rufen, als ich bemerkte, dass dieser Jemand sich viel zu leichtfüßig und wendig für eine alte Frau bewegte.

Er nahm unser kostbarstes Familienerbstück - einen Monet - von der Wand herunter. Eine winzige Lichtquelle an seinem Körper sorgte für minimales Licht und es dauerte einen Moment, bis ich seine Umrisse ausmachen konnte. Sie passten weder zu meinem Vater, noch zu meiner Mutter, noch zu irgendeinem der

Angestellten - die allerdings sowieso nicht nachts im Dunkeln unsere Bilder abhängen würden, als wäre es ausgerechnet jetzt notwendig, die Wand dahinter von Staub zu befreien. Es musste an dem vielen Whiskey liegen, der meine Blutbahnen lähmte, dass ich kurz davor war, einfach 'Hallo' zu rufen.

Im letzten Moment wurde mir allerdings klar, dass dieser Mann vermutlich nicht zufällig um drei Uhr morgens in einer wolkenverhangenen Nacht eines unserer Bilder abnahm. Er suchte den Safe.

Ein Dieb.

Meinen Atem zurückhaltend ging ich rückwärts denselben Weg zurück, den ich gekommen war. Geräuschlos, bewegungsarm. Zack, stand ich wieder im Hausflur, holte tief Luft und sah mich nach einer geeigneten Waffe um. Vielleicht kam der Typ auf die Idee, mich anzugreifen, wenn er in Erfahrung brachte, dass ich ihn bemerkt hatte.

Ich griff nach dem gusseisernen Schuhanzieher, den wir nie benutzten, weil er für den normalen Gebrauch viel zu schwer war, und drückte mich im Schatten an die Wand.

Ich musste die Polizei rufen. Oder meine Eltern wecken. Aber was, wenn all das zu lange dauerte und der Dieb in der Zwischenzeit das richtige Bild herunternahm, unseren Familiensafe entdeckte und auch noch entkommen konnte? Es war nicht der erste Einbruch in eines der Häuser der Beaumonts im letzten Jahr. Es hatte eine regelrechte Einbruchserie in den Anwesen meiner Familie gegeben, aber auch in den Häusern vieler ihrer Freunde. Mein Vater hatte sich dagegen gesträubt, die uralte Villa mit neuen Standards zu sichern. Ihm reichte der Safe, der hinter seinem Lieblingsgemälde im Kaminzimmer verborgen war.

Sollte es sich bei diesem Dieb um denjenigen handeln, der auch die Häuser meiner Bekannten geplündert hatte, wusste ich schon jetzt, dass es schwer werden würde, ihn zu fassen. Er war den Polizeiberichten nach bisher bei jedem Raub spurlos aufgetaucht und spurlos verschwunden, ohne auch nur einen einzigen Hinweis zu hinterlassen.

Meinen ersten Gedanken - ihm eine Falle zu stellen - verwarf ich wieder. Dafür war ich definitiv nicht klar genug. Den zweiten: Meine Eltern zu wecken, würde mich geradewegs in mein Verderben stürzen. Mein Vater wäre nicht etwa dankbar, dass ich unsere Familie vor einem Einbruch bewahrt hatte, nein, er würde mir vor allem eine Predigt halten, weshalb ich überhaupt davon mitbekommen habe - wo ich doch in meinem Bett hätte liegen und tief und fest schlafen müssen. Die Predigt würde möglicherweise darin münden, dass er mir verbot, nach London zu gehen. Das würde ein weiteres Jahr in Bordeaux bedeuten, wo mir Audair und all ihre zickigen Glamourfreundinnen auf die Nerven gehen würden.

Option Drei: Polizei. Ich könnte sie rufen, meine Stimme verstellen und mich trotzdem noch ins Bett schleichen. Meinem Vater könnte ich dann vermutlich erfolgreich vorlügen, dass Grand-maman im Schlaf die Polizei zum Telefon gegriffen hat. Aber bis die Polizei hier war, war der Dieb längst weg.

Und bis dahin hätte er auch schon den Safe gefunden - und vermutlich geleert.

Es blieb nur Option Vier.

Eilig pirschte ich mich den Flur entlang und öffnete die Tür zum Kaminzimmer. Ich behielt den Gehstock in der Hand, als ich das Bild vor unserem Safe beiseitezog und ihn öffnete. Grand-maman hatte mir den Code schon vor vielen Jahren verraten und mir die darin liegenden Familienschätze offenbart. Einige bestanden aus wertlosem Schmuck, der einen rein ideellen Wert für unsere Familie hatte, andere aus Zertifikaten und Besitzurkunden. Aber natürlich lag auch Bargeld darin und ein ganzer Barren Gold.

Schnell steckte ich den Schmuck in meine Jackentaschen ein, das Diadem - ein uraltes Familienerbstück - setzte ich kurzerhand auf, nahm den Barren an mich, versteckte das Bargeld in einem der vielen Bücher im Schrank und schob die Stapel Dokumente zusammen.

Geräuschlos schloss ich den Safe wieder, schob das Gemälde an seinem Mechanismus zurück davor und sah mich im Raum um. Ich musste die Gegenstände nur so lange verstecken, bis die Polizei eintreffen würde. Dann würde der Dieb fliehen und die Gefahr wäre vorüber. Während die Polizei da war, musste ich nur dafür sorgen, dass all die Sachen wieder zurück im Safe landeten, damit mein Vater keinen Verdacht schöpfte.

Hm.

Ein ziemlich unmögliches Unterfangen.

Aber egal, ich musste es probieren.

Vom Kaminzimmer führte eine Tür direkt in das Arbeitszimmer meines Vaters. Dort, in einem seiner vielen Pinselkasten, versteckte ich den Barren Gold. Kein sicheres Versteck, aber es musste mir ja auch nur Zeit verschaffen. Blieben der Schmuck und die Dokumente.

Leise öffne ich die Tür zurück in den Hausflur und horche in die Stille hinein. Ein Schatten in der Küche am Ende des Ganges verrät mir, dass sich der Einbrecher vermutlich gerade dort aufhält.

Also schleiche ich in die andere Richtung davon. Die Dokumente landen zwischen den vielen alten Zeitungen, die mein Vater grundlos sammelt, im Zeitungsständer, den Schmuck lege ich in die Zigarrenschachtel. Nun muss ich noch die Polizei rufen und dabei nicht vom Einbrecher erwischt werden.

Wer wusste schon, ob er mich nicht doch angreifen würde?

Es wäre naiv, davon auszugehen, dass er nicht zu einem Angriff bereit wäre, wenn er Gefahr lief, enttarnt zu werden.

Da ich davon ausging, dass der Dieb sowieso erst einmal damit beschäftigt sein würde, unseren Safe zu finden und zu knacken, blieb ich im Salon, verbarg mich im Schatten einer Anrichte und schaltete den Flugmodus meines Handys aus, den ich extra aktiviert hatte, damit mich mein Handy auf meiner nächtlichen Mission, unbemerkt in mein Bett zu schleichen, nicht verriet.

Doch als ich den Notruf eintippen wollte, hörte ich ein Geräusch. Etwas viel zu Boden. Nicht laut, aber es reichte, um mich die Luft anhalten zu lassen. Wagemutig reckte ich meinen Kopf hinter der Anrichte hervor, als ich glaubte, eine Bewegung im Raum wahrzunehmen und wich sofort wieder zurück.

Der Dieb stand direkt bei der Tür. Ruhig, wie ein dunkles Omen. Ob er mich erkannt hatte?

Ob er sich bewegte?

Ich verfluchte mich dafür, dass ich getrunken hatte und mein Kopf sich drehte, obwohl ich still gegen die Wand gepresst dastand.

Bitte lass ihn mich nicht bemerkt haben ...

Bitte lass ihn mich nicht ...

Eine schnelle Bewegung, eine Hand auf meinem Mund, ein harter Gegenstand, der in meine Leiste gedrückt wurde.

»Leise«, raunte er und ein Gestank nach männlichem Parfüm und Limette schlug mir entgegen. Ich starrte in das dunkle Loch einer Kaputze. Der Einbrecher war ver mummt, nicht einmal seine Augen konnte ich erkennen. »Ein falscher Ton und ich schieße dir in den Magen.«

Das Adrenalin kämpfte gegen den Alkohol in meinem Blut. Obwohl mein Herz schnell schlug, schlug es langsam. Die Stimme des Fremden klang anders, als ich es erwartet hätte. Rau, aber nicht so tief wie die meines Vaters. Der Dieb musste jünger sein. Viel jünger.

»Du öffnest den Safe für mich.« Es klang wie eine Nichtigkeit, ein einfacher Befehl, der auch hätte lauten können, dass ich ihm etwas zu trinken reichen sollte.

»Geh vor«, raunte er, zog mich grob herum und trat hinter mich. Ich spürte die Mündung seiner Waffe weiter in meiner Leiste, als wir durch den Raum gingen.

Bitte, Grand-mère, wach auf! Ruf die Polizei! Bitte!

Aber sie wachte nicht auf. Wir erreichten den Safe im Kaminzimmer, ohne dass irgendein Laut im Haus zu hören war. Was würde der Einbrecher tun, wenn er erfuhr, dass der Safe leer war? Was würde dann geschehen?

»Öffnen.« Er schob mich direkt vor den Safe.

Mit zitternden Fingern drehte ich das Schloss. Wie vorhin auch musste ich mich konzentrieren, damit ich überhaupt die richtige Zahlenfolge wählte. Mein benebelter Kopf machte es mir echt schwer, aber nun drückte noch die Mündung einer Waffe in meinen Rücken. Wenn ich es nicht schaffte, würde ich vielleicht sterben.

Das war zu viel für mich. Zweimal hintereinander vermasselte ich die Zahlenfolge.

»Beeil dich!«, zischte er wütend, als ich aufhörte, das Rad zu drehen.

In meiner Verzweiflung zischte ich zurück: »Ich muss mich konzentrieren und das geht eben schlecht, wenn ich denke, dass ich gleich sterben könnte!«

»Wie viel zur Hölle hast du getrunken?«, fragte er missbilligend. Ich musste gelallt haben. Deutlich. Im nächsten Moment war die Waffe nicht mehr zu spüren. »Solltest du Alarm schlagen, schieße ich auf dein Knie und bin schneller weg, als mich irgendjemand fassen kann. Wenn du also auch in Zukunft noch auf irgendwelchen Partys tanzen und saufen willst ...«

»Ja ja«, unterbrach ich ihn, atmete tief durch, sog dabei erneut einen Schwall seines guten Geruchs in mich auf, was mich zusätzlich verwirrte, und gab die Zahlenkombination ein. Das Schloss surrte leise, als es aufsprang.

Der Dieb riss mich zurück und öffnete die Tür. Ein Lichtblitz - möglicherweise trug er eine Art Minitaschenlampe bei sich - dann spürte ich ihn wieder überall an mir.

Seine Hand an meinem Kehlkopf, das Messer an meinem Bauch, seine verhüllte Nasenspitze berührte beinahe die meine. »Du hast mich ausgetrickst. Wo ist der verdammte Inhalt?«

Ich schwieg. Vermutlich war das dumm. Aber wenn er mich erschoss, würde er es nicht erfahren.

»Denk an dein Knie.«

So viel zu meiner Dummheit. »Er war schon leer!«, behauptete ich.

Ruckartig nahm er mit dem Kopf Abstand von mir. »Cognac«, raunte er. »Haben solche Mädchen wie du nicht bessere Auswahl?«

»Wenn es dir darum geht: In unserem Weinkeller findest du ein paar wertvolle Flaschen. Reicht dir das nicht als Beute?«

Der Lauf seiner Waffe bohrte sich wieder in meinen Magen. »Sprich leiser«, zischte er.

»Okay!«, zischte ich leise zurück.

»Du bist offenbar zu betrunken für Todesangst.«

»Möglich.« Ich schrie erschrocken in seine Hand, als er mich erneut herumwarf. Er presste mich gegen die Wand und langsam tat mir alles weh. Erst der Sturz über

die Hecke, dann das Herumgezerre hier im Haus und jetzt musste er auf alle meine inneren Blutergüsse auch noch sein Gewicht legen.

»Wo hast du den Inhalt versteckt?«, fragte er fordernd an meinem Ohr.

Ich antwortete nicht, versuchte Zeit zu schinden, damit meine Finger den Lichtschalter an der Wand ertasten konnten.

»Nichts darin kann mehr Wert für dich haben als deine Gesundheit.«

»Er war schon leer!«, rief ich im Bühnenflüsterton und erreichte mit dem kleinen Finger den Vorsprung an der Wand, der zu dem Lichtschalter gehören musste. Ich legte ihn um, nutzte den Überraschungsmoment, wodurch die Spannung seiner Griffe nachließ und schlängelte mich unter ihm hervor. Im grellen Licht registrierte ich, dass die 'Pistole', die er in der Hand hielt, eine leere Glasflasche war.

Ich öffnete den Mund, um mich zu beschweren, von ihm auf diese Weise ausgetrickst worden zu sein, als er die Faust hob.

Blaue Augen, die unter einer Skimaske hervorblitzten, und eine Erinnerung in mir regten, waren das Letzte, das ich sah.

Dann fiel ich einfach um.